

Paul Pfeffer

Das Sterbezimmer

Ich setze mich Punkt acht an meinen Schreibtisch und schlage die *Frankfurter Allgemeine* auf. Zunächst konzentriere ich mich auf das Feuilleton, dann lese ich den Finanzteil, die Wirtschaftsseiten und schließlich die Politik. Ich fülle alle Kreuzworträtsel aus und löse alle Sudokus, inzwischen bin ich da Spezialist. Wenn ich die *FAZ* durch habe, mache ich mich an die *Süddeutsche* und dann an den *Trierischen Volksfreund*, Ausgabe Daun. Schließlich will ich wissen, was in Daun und Umgebung passiert, wenn ich schon mal am Arsch der Welt gelandet bin. Um Punkt zwölf schiebe ich mir ein Fertiggericht in die Mikrowelle, am liebsten vorgebratene Frikadellen, dazu Kartoffelpüree und Mischgemüse.

Ich weiß jetzt, wie langsam eine Uhr ticken kann, wie träge der Sekundenzeiger übers Zifferblatt schleicht und wie quälend lange der Stundenzeiger für eine Runde braucht. Acht Runden pro Arbeitstag. Über ein halbes Jahr warte ich jetzt schon darauf, dass die Sekunden vergehen, die Minuten, die Stunden. Jeden Morgen um acht Uhr betrete ich dieses Zimmer, das sich Büro nennt, und verlasse es um siebzehn Uhr.

Der Boden ist mit braunem Laminat ausgelegt. In der Ecke gibt es eine Kochnische. Dann ist da noch ein Schreibtisch aus grau beschichteter Spanplatte, auf dem eine Fotografie steht, sonst nichts. In der Ecke ein leerer Aktenschrank. Neben der Tür ein schwarzer Garderobenständer von IKEA. Ich habe Fotos von dem Zimmer gemacht, jedes einzelne Detail habe ich aus verschiedenen Blickwinkeln festgehalten, um die ganze Absurdität der Situation zu dokumentieren, und weil ich will, dass man mir glaubt, wenn es irgendwann einmal zu einem Prozess kommen sollte. Aber ich weiß, dass die meisten Klagen in einem faulen Vergleich enden oder gleich abgewiesen werden. Ich habe mit einem Anwalt darüber gesprochen, er hat mir von einer Klage abgeraten.

Ich habe mir das hier nicht freiwillig ausgesucht, meine Chefs haben mich in dieses Einzelzimmer versetzt, das sie *Büro Eifel Mitte* nennen und das in der zweiten Etage eines Mehrfamilienhauses liegt, Daun, Bitburger Straße, genau 116,5 Kilometer von der Firma und meinen ehemaligen Kollegen entfernt. Meine Wohnung ist einen Stock höher, zwei Zimmer mit Küche und Bad.

Bevor ich hier gelandet bin, war ich fünfzehn Jahre lang Betriebsleiter in der Kölner Filiale eines der größten Bauunternehmen in Deutschland. Den Namen nenne ich nicht, der tut nichts zur Sache. Ich hatte hundertzehn Leute unter mir. Wenn ich einfacher Bauarbeiter gewesen wäre, hätten sie mich ohne große Umstände gefeuert, und ich hätte bei einer anderen Firma angefangen. Meinetwegen auch unter Tarif. Aber als Betriebsleiter können sie dir nicht so schnell kündigen, vor allem nicht,

wenn du Ende fünfzig bist und bestimmte Ausstiegsklauseln in deinem Vertrag stehen.

Vorher kannte ich dieses Büro und dieses Zimmer nur vom Hörensagen. Wir nannten es das Sterbezimmer, weil da nur die sitzen, die für die Firma schon halbtot sind. Die meisten geben nach kurzer Zeit auf und kündigen selber. Ich hätte nie geglaubt, dass ich einmal hier landen würde. Keiner hat damit gerechnet. Aber es hat auch keiner damit gerechnet, dass ich das so lange aushalten würde. Ich bin halt ein sturer Hund.

Trotzdem haben mich die Leere und das Nichtstun am Anfang beinahe aufgefressen. Bis ich auf die Idee kam, ein Buch zu schreiben, ein Buch über die Firma. Da steht meine Geschichte drin, und es gibt noch ein paar andere, von denen ich weiß. Geschichten von Leuten, die aufgemuckt haben wie ich und die wie ich kaltgestellt worden sind. Ich habe im Anhang alle Krankheiten aufgelistet, die ich an mir während meiner Einzelhaft im Sterbezimmer festgestellt habe: Migräne, Herzschmerzen, Panikattacken und noch ein paar mehr, lauter so psychosomatische Sachen. Seit ich an dem Buch schreibe, geht es mir besser. Aber nicht gut. Wenn ich mal wieder in einem Tief bin, schaue ich auf ein Poster, das ich in meinem Büro aufgehängt habe: „Never give up!“ Das hilft.

In meinem Leben gab es lange Zeit keine Niederlagen. Ein gutes Abitur, ein erfolgreiches Studium, ein guter Arbeitsplatz. Ich habe mein ganzes Berufsleben bei der Firma verbracht, ich habe mich hochgearbeitet, wurde schließlich Betriebsleiter. Ich war ein strenger Chef. Aber die Leute haben mich gemocht, weil ich menschlich zu ihnen war und auch mal ein Auge zugedrückt habe. Geschäftlich lief es nicht besonders gut, aber es lief.

Und dann kam Strobel, rechte Hand des obersten Bosses aus der Frankfurter Zentrale. So einer von den Jungdynamikern mit Eurozeichen in den Pupillen, die sich aufblasen und vor Potenz kaum gehen können. Der war noch keine Woche da, als er von mir verlangte, dass ich meine Leute zu „effizienterem Arbeiten“ anhalten sollte, wie er es nannte. Mit der Zeit hat er immer mehr verlangt. Ich musste täglich Zahlen aus meinem Werk an die Zentrale durchgeben, Kosten, Umsätze, Gewinnentwicklung. Das war natürlich reine Schikane. Ich habe die Faust in der Tasche geballt, aber ich habe geliefert.

Dann sollte ich plötzlich ein Viertel der Belegschaft entlassen. Das nannte Strobel „den operativen Sektor verschlanken“. Da war bei mir das Maß voll. Ich habe mich geweigert, protestiert, ich habe Eingaben gemacht. Kurz darauf kamen die Abmahnungen, die erste, die zweite, die dritte. Mir war sehr bald klar, was sie wollten: Sie wollten mich rausekeln, ich war ihnen zu unbequem, außerdem zu alt und zu teuer. Und sie wollten, dass ich selber kündigte. Dann hätten sie sich die Abfindung gespart.

Als ich trotz der Abmahnungen nicht klein beigab, haben sie mir mitgeteilt, ich dürfe das Werksgelände nicht mehr betreten. Es war keine Kündigung, sondern ein

Kaltstellen bei vollen Bezügen. Dann kam die Versetzung nach Daun ins *Büro Eifel Mitte*. Das scheint die gängige Prozedur zu sein bei Leuten wie mir ohne Anhang.

Ich bin sicher, dass sie mich überwachen, aber ich werde ihnen keinen Grund liefern, mir zu kündigen. Wenn ich hier nicht acht Stunden täglich erscheine, können sie mir das als Arbeitsverweigerung auslegen. Obwohl ich überhaupt nichts arbeite.

Auf dem Foto, das vor mir auf dem Schreibtisch steht, prangt übrigens die Visage von Strobel. Wenn mein Hass nachlässt, schaue ich sie mir an, dann ist er sofort wieder da. Dieser Typ hat dafür gesorgt, dass ich ihn hasse wie keinen anderen Menschen auf der Welt. Er hat mir das Ganze hier eingebrockt. Er will mich kaputtmachen, aber das wird er nicht schaffen. Das wollen wir doch mal sehen, wer hier wen kaputtmacht. Habe ich schon gesagt, dass ich ein sturer Hund sein kann?

Für nächsten Montag hat sich Strobel angekündigt. Endlich! Genau darauf habe ich gewartet. „Sie sind eine Belastung für die Firma“, hat er am Telefon gebrüllt, „unsere Geduld ist am Ende!“ Er hat nicht damit rausgerückt, was er konkret will, aber ich kann es mir denken. Wahrscheinlich wird er mir drohen und Geld anbieten, damit ich aufgebe und verschwinde.

Apropos Verschwinden. Ich werde verschwinden, aber anders, als sich die Firma das vorstellt. Die Tickets liegen schon lange oben in meiner Wohnung. Südamerika ist groß. Sie werden mich nicht finden.

Für Strobel habe ich mir etwas ganz Besonderes ausgedacht. Ich habe einen zweiten Stuhl besorgt und vor dem Schreibtisch platziert. Außerdem habe ich mir eine Walther P99 mit Schalldämpfer organisiert und ein bisschen Munition von der besonderen Sorte. *Mannstopper*. Wenn diese Dinger in ein Weichziel, zum Beispiel einen menschlichen Körper eindringen, pilzen sie auf und geben die Energie an den Körper ab. Kleiner Einschuss, großer Schaden. Sobald Strobel kommt, werde ich hinter dem Schreibtisch sitzen. Die Pistole habe ich so unter der Schreibtischplatte angebracht, dass sie genau auf seine Weichteile zielt. Natürlich werde ich mich erst einmal ein wenig mit ihm unterhalten. Und wenn er mir droht oder Geld anbietet oder sonstwie dummkommt, drücke ich ab. Plopp!

Ich werde das Sterbezimmer lebend verlassen. Bei Strobel ist das nicht so sicher.